

HEYNE <

Maria Toorpakai
Katharine Holstein

Das verborgene Mädchen

Wie ich mich als Junge ausgab,
um der Unterdrückung der Taliban
zu entgehen

Aus dem Englischen von
Elisabeth Schmalen und Johanna Wais

Wilhelm Heyne Verlag
München

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
*A Different Kind of Daughter – The Girl Who Hid from the Taliban
in Plain Sight* bei Twelve, an imprint of Grand Central Publishing.
Grand Central Publishing is a division of Hachette Book Group, Inc.

*Die Verlagsgruppe Random House weist ausdrücklich darauf hin,
dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderun-
gen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags für externe Links
ist stets ausgeschlossen.*

Bildnachweis:

Seite 5 oben: © Mahera Omar

Seite 5 unten: © Erin Heidenreich

Seite 6 oben: © Carrie Lee

alle anderen Fotos: © Maria Toorpakai



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Deutsche Erstausgabe 05/2016

© 2016 by Double Yellow Inc.

© der deutschsprachigen Ausgabe 2016 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Ute Daenschel

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie, Zürich,

nach einer Vorlage von Jason Heuer, unter Verwendung zweier Fotos von:

Hasnain Dattu und Carrie Lee

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-20101-9

www.heyne.de

Für alle Frauen und Kinder des Krieges auf der ganzen Welt, die nicht in Frieden lernen und spielen können.

*Mögen diese Seiten dazu beitragen,
euch den dunklen Pfad in die Freiheit zu erhellen.*

Inhalt

Prolog: Eine Prophezeiung	9
Eins: Zwischen den Bergen	17
Zwei: Der Mullah	32
Drei: Eine unwahrscheinliche Braut	49
Vier: Dschingis Khan	67
Fünf: Bhuttos Muse	81
Sechs: Die Mauer	98
Sieben: Die Stadt der Waffen	119
Acht: Gottheiten, Tempel und Engel	141
Neun: Abschied vom Stammesland	164
Zehn: Die Hauptstadt der Weltreiche	182
Elf: Ich bin Maria	202
Zwölf: Spielen wie ein Mädchen	220
Dreizehn: Skorpione rauchen	239
Vierzehn: Rupien für meine Mutter	264
Fünfzehn: Der Kostbarkeiten Spendende	283
Sechzehn: Nummer eins	301
Siebzehn: Im Fadenkreuz	321
Achtzehn: Purdah	344
Neunzehn: Knochenbrecherfieber	366
Zwanzig: Liberty Bell	393
Epilog: Eintausend Marias	419
Dank	425

Prolog

Eine Prophezeiung

Mädchen wie ich werden ins Irrenhaus gesperrt – oder einfach gesteinigt. Wer Glück hat, wird mit jemandem aus einem rivalisierenden Clan verheiratet, in der Hoffnung, das Blut dieses Stammes zu verunreinigen. Ich bin das Produkt einer solchen Strafehe zwischen zwei Clans. Die Verheiratung meiner eigenwilligen Mutter mit meinem rebellischen Vater, den sie vor der Hochzeit noch nie gesehen hatte, sollte eigentlich für beide die Verdammnis bedeuten. Was die Stammesältesten nicht vorhergesehen hatten, waren zum einen die Liebe auf den ersten Blick und zum anderen, wie sich der Mut meiner Eltern und ihre geteilten Ideale zu einer Kraft vereinten. Was sie nicht vorhergesehen hatten, war ich. Und sie konnten unsere Familie aus paschtunischen Rebellen nicht davon abhalten, sich schamlos zu vermehren.

Selbst unter meinesgleichen galt ich als eine aus der Art geschlagene Tochter. Ich verabscheute Puppen, war unglücklich, wenn ich schicke Kleider tragen musste, und lehnte alles auch nur entfernt Feminine ab. In der Küche oder innerhalb der vier Wände unseres Hauses legte ich keinerlei Ehrgeiz an den Tag. Um nicht verrückt zu werden, musste ich draußen sein, unter freiem Himmel herumlaufen – genau das, was das Stammesrecht untersagte.

Als ich noch sehr klein war, liebte sich mein Vater einen alten Zenith-Fernseher und einen Videorekorder aus und besorgte auf dem örtlichen Basar ein gebrauchtes Video über das Jagdverhalten

von Löwen. In diesem Film verbarg sich, wie in allem, was mein Vater uns zeigte, sei es auf dem Bildschirm oder in alten Büchern, eine Lehre fürs Leben, die wir ausfindig machen sollten. Und so saßen wir auf dem kühlen Lehm Boden unseres Wohnzimmers und sahen zu, wie ein Löwe im Herzen der heißen afrikanischen Savanne eine Herde Gazellen belauerte. Löwen sind im Grunde sehr langsame Raubtiere, auch wenn sie einigen der schnellsten Tiere der Welt nachstellen. Körperlich war der Jäger von Anfang an unterlegen. Dennoch hockte er, hungrig, wie er war, wie ein fauler König im wogenden Gras und hielt seine Umgebung beiläufig im Blick. Ab und zu stand er auf, streckte sich und näherte sich seiner Beute um wenige Zentimeter. Wenn die Gazellen zu ihm hinüberschauten, starrte er völlig ungerührt zurück, ohne seine Absichten zu verraten. Die Gelassenheit der Gazellen beruhte auf der Tatsache, dass sie dem Löwen leicht davonlaufen konnten, doch dieser falsche Glaube sollte ihr Untergang sein. Der Löwe verfügte über zwei entscheidende Talente – mörderische Geduld und eine phänomenale Fähigkeit, sich zu verstellen. Ich erinnere mich sehr gut daran, wie das elegante Tier aus dem Gras sprang und Zähne und Klauen in den ungeschützten Hals einer verdatterten Gazelle schlug, die nicht mitbekommen hatte, dass es schon eine Weile dort gelegen hatte. *Wie dumm die Gazelle ist, dachte ich, und wie listig der Löwe.*

* * *

Kurz vor meinem fünften Geburtstag beschwerte ich mich bei meinem Vater, ich könne kein weiteres erdrückendes Kleid mehr aushalten und wolle lieber weite Kleidung tragen, wie die Jungs, die ich draußen hatte spielen sehen. Er lachte und sagte, ich solle mir keine Sorgen mehr darüber machen. Vielleicht waren das gelbe T-Shirt und die Shorts in derselben Farbe, die er mir darauf-

hin auf dem Basar kaufte, der Auslöser für alles, was kam. Ich hörte nicht auf seine Warnung, diese Kleidung nur innerhalb der hohen Mauern unseres Grundstücks zu tragen. In meinem Teil der Welt ist es Mädchen verboten, sich unverhüllt auf die Straße hinauszuwagen, es ist *haram* – eine Sünde gegen Gott.

An dem Tag, an dem ich mein gelbes Outfit trug, lockte mich das Panorama der Gipfel und Täler hinter dem eisernen Eingangstor zu sehr. Ich war noch nie zuvor allein vor der Haustür gewesen und wollte so gern unter freiem Himmel herumlaufen. Das saubere, dunkle Haar mithilfe von Haarbändern in allen Regenbogenfarben aufgewickelt und hochgebunden, schlüpfte ich in die Mittagsglut hinaus. Das T-Shirt klebte mir sofort am Rücken, von meinen Zöpfen und Beinen tropfte der Schweiß. Die Sonne erhitze meine Glieder, und ich hielt im Hof kurz inne, streckte die Arme aus und spürte, wie mich ein enormes Freiheitsgefühl durchströmte. Ich sah auf meine Beine hinab, auf die glatte Landschaft meiner gelenkigen Glieder, die so oft verborgen wurden und schon ganz rosa waren. Dann schob ich den Riegel zurück, drückte das schwere Tor auf und rannte. Ich kehrte unentdeckt zurück und erzählte niemandem, was ich getan hatte.

Eines schwülen Nachmittags kniete ich vor einer niedrigen Fensterbank, das Kinn in eine Hand gestützt, und starrte hinaus auf die weite Flussebene hinter unserem Haus. Meine Mutter hatte mir ein neues Kleid angezogen, der schwere Stoff war mit lauter Mustern aus Perlen und Seidennähten verziert. Es umschloss mich von Kopf bis Fuß, wie ein Sarg. Von draußen, wo eine Gruppe von Jungen spielte, schallte Gelächter herein, sie rannten herum und traten ganze Wolken trockenen Staub in die Luft, die mir die Sicht auf den gezackten Horizont nahmen. Ständig hörte ich, wie Füße gegen einen Ball traten, und ich spürte, wie mir beim Zusehen und Zuhören plötzlich eine Faust aus intensiver Hitze in den Bauch schlug. Die Jungs waren mindestens zu zehnt, alle in locker sitzen-

der Kleidung, sie kickten zwischen den niedrigen Felsvorsprüngen einen Fußball hin und her. Der Ball wanderte im Zickzack von einem flinken Fuß zum nächsten, und ich, die im Haus saß, geriet in Panik, weil ich auf einmal mein Schicksal so klar vor Augen sah, als hätte ich meine Zukunft in einem Buch gelesen – ich würde, in hübsche Kleider gehüllt, für immer dazu verdammt sein, entweder zur Schule zu gehen oder im Haus zu bleiben. In jenem Augenblick wurde mein Herz zu Stein. Es gab kein Dazwischen für Mädchen wie mich, die draußen herumlaufen, spielen und Sport treiben wollten. Mir wurde plötzlich klar, dass ich trotz aller Bemühungen meines liberalen Vaters, trotz seiner Geschichten und der großen Karten der Kontinente, trotz allem, was er versucht hatte, mir beizubringen, niemals wirklich frei sein würde. In unserer Kultur bleiben Mädchen im Haus, still und verschleiert, lebenslänglich.

Über das, was ich als Nächstes tat, dachte ich nicht weiter nach. Ich stand einfach auf, zog mich vom Fenster in den kühlen Schatten zurück und riss mir das Kleid vom Leib, ich zerrte an den Nähten und den Ärmeln. Dann zog ich in schweisgsamer Wut durchs ganze Haus, holte jedes einzelne meiner Kleider aus den Schränken und trug sie in den Garten. Eins nach dem anderen. Sie waren so schwer, dass ich eine Stunde dafür brauchte.

Die Kochstelle unter den Bäumen war flach, sie bestand nur aus vier Backsteinen und ein paar Stöcken unter einem Rost, doch ich wusste, wo meine Mutter das Petroleum und die Streichhölzer aufbewahrte – in einem Schränkchen auf einem Regal in der Küche. Ich beeilte mich, bevor ich es mir anders überlegen konnte, denn mir war klar: Wenn ich mir erlaubte, zu viel darüber nachzudenken, würde ich einen Rückzieher machen. Ich holte den vollen Kanister Petroleum herunter und zog ihn mit beiden Händen über den Boden, ohne auch nur einen Tropfen zu verschütten, durch die Hintertür hinaus und geradewegs zur Kochstelle. Dabei hinter-

ließ er eine tiefe Furche in der Erde. Die Kleider hatte ich bereits auf den Kochsteinen aufgestapelt, ihre Verzierungen reflektierten die Sonnenstrahlen, die Stoffe waren bleischwer. Selbst wenn der Wind durch den Garten pfiß, blieben die Kleider wie tot liegen, nichts bewegte sich. Als ich auf den Haufen starrte, zögerte ich nur einen Augenblick lang: Es war eine Schande, so viel Schönheit einzuäschern, doch wenn ich ignorierte, was ich wusste, besiegelte ich mein Todesurteil. Ich durchtränkte die Kleider mit Petroleum, das so klar war wie Wasser, und entzündete ein Streichholz. Dann trat ich einen Schritt zurück und sah zu, wie die Flamme auf meinen Befehl hin wie eine kleine Sternschnuppe durch die Luft flog.

Mit Macht schoss die Luft empor, sie fuhr mir durchs Haar und nahm mir den Atem. Der Kleiderstapel verschwand plötzlich hinter einer Flammenwand. Alle Perlen und Steinchen entzündeten sich und stiegen in einer Explosion aus roten Funken in den blauen, von schwarzen Rauchwolken erfüllten Himmel hinauf. Der leuchtend bunte Seidenstoff zerfiel innerhalb von Minuten in braune und schwarze Farbtöne. Ich lief ins Haus, suchte ein Hemd und eine Hose von meinem Bruder heraus – ein Outfit, das wir *shalwar kameez* nennen – und schlüpfte hinein. Dann ging ich in die Küche und nahm ein scharfes Messer. Einen Augenblick später hackte ich mir bereits dicke Strähnen meines schwarzen Haares ab und warf es büschelweise in die Flammen, wo es umgehend zu Asche wurde.

Mein Vater stand lange da und sah mir zu, ohne dass ich ihn bemerkt hätte. Sein Blick wanderte von seinem wilden, tanzenden Kind zu dem leblosen Kleiderhaufen. Viel später erfuhr ich, dass er an jenem Nachmittag ein anderes Mädchen in mir sah – die Schwester, die er viele Jahre zuvor nicht hatte retten können. Damals hatte er von einem Fenster im Obergeschoss aus beobachtet, wie sie ein Paar schwerer Zinkeimer voller Wasser über den Hof der Familie schleppte. Plötzlich hatte sie innegehalten und seltsam

unbeweglich dagestanden. Er sah, wie erst der eine Eimer fiel, dann der zweite. Vergossenes Flusswasser lief über die heißen Steine, während die Eimer an ihren Füßen vorbeierollten, der Saum ihres Kleides tropfnass. Mein Vater hörte seine Schwester einmal qualvoll nach Luft ringen und sah dann, wie ihr Körper wie vom Blitz getroffen zu Boden fiel.

Als er bei ihr ankam, lag sie auf dem Boden, und der klare Himmel spiegelte sich in ihren weit aufgerissenen Augen. Sie war tot. Die Leute im Dorf meinten, sie habe an einem vergrößerten Herzen oder einem anderen Herzfehler gelitten, der es zum Stillstand gebracht habe. Doch mein Vater glaubte, sie sei schlicht an der großen Last ihrer vielen Sorgen gestorben. Seine Schwester war genau wie ich gewesen – stark, aufbrausend und mit jungenhaften Zügen. Ein solcher Wildfang musste in dem Käfig, in dem Mädchen nach den Vorstellungen unserer Kultur zu leben hatten, umkommen.

Bis mein Vater erwachsen war, hatte er viele Mädchen durch eigene Hand sterben sehen, um zu entkommen – Cousinen, die sich vergifteten, um arrangierte Ehen zu vermeiden, andere, die einfach nichts mehr aßen, bis sie der Hunger dahinraffte. Oft übergossen sich junge Frauen mit Petroleum und entzündeten dann ein Streichholz. Einmal hatte mein Vater miterlebt, wie ein Mädchen im Dorf wie eine menschliche Fackel entflammte. Als es vorbei war, sah er, was von ihrem verkohlten Körper übrig geblieben war. Andere wählten dieselbe Methode, doch noch öfter wurde ihnen das von anderen angetan, bei Brautverbrennungen aufgrund von Auseinandersetzungen über die Mitgift oder als Strafe für irgendeine unverzeihliche Sünde.

»Meine Schwester war genau wie du, Maria – stark und anders, ein Löwenkind. Und das ließen sie nicht zu.«

Dann kam mein Vater lachend zu mir an die brennende Kochstelle herüber. Er fuhr mir mit den Fingern durch das verstümmelte Haar.

»Mein neuer Sohn braucht einen Namen, der zu einem großen Krieger passt und zu dem Kampf, der gerade ohne Blutvergießen gewonnen wurde. Wir werden dich Dschingis Khan nennen.«

Dann beugte er sich zu mir herunter und wiederholte den Namen in mein linkes Ohr – in mein rechtes rezitierte er den heiligen *adhan*. Und das war das Ende von Maria.

Eins

Zwischen den Bergen

Atemberaubende Gebirgsketten rahmten die Heimat meiner Kindheit ein, ein endloses Panorama, bekannt unter dem Namen »Wohnort Gottes«. Dort gab es enorme Felsendolche, die in feuerfarbenes Licht getaucht waren. Eingenistet zwischen den Gipfeln, verborgen in weichen Ausbuchtungen, strömten Flüsse, an denen Dörfer aus Lehm und Stein lagen. Und darüber erstreckte sich ein großes, blaues Himmelsgewölbe endlos in alle Richtungen. In den Tälern, in denen Getreide wuchs und Schafe grasten, war manchmal kein menschliches Wesen zu entdecken. Kein Geräusch zu hören. Man konnte tagelang über die Ebenen wandern, keine einzige Seele treffen und trotzdem überall Gottes Gegenwart spüren.

Für mich ist dieses stille und wunderschöne Land das Paradies. Doch wenn die Welt an meine Heimat denkt, sieht sie einen Vorposten der Hölle. Das axtförmige Süd-Waziristan, dessen Klinge viertausend Kilometer lang in die gesetzlose und blutdurchtränkte Grenze zu Afghanistan schneidet, gehört zur FATA-Region, den Stammesgebieten unter Bundesverwaltung im Nordwesten Pakistans, doch in Wahrheit gilt hier ein altes System tyrannischer Stammesgesetze. Da mein Land heute als Hauptquartier der Taliban gilt, wird es als gefährlichste Region der Welt betrachtet, doch in meinem Kopf bleibt es die Heimat unseres Stammes, in die ich, ohne zu zögern, zurückkehren würde, wenn ich könnte – würde mir dort nicht der Tod drohen.

In meiner Kindheit blies nachmittags immer ein leichter Wind, und die tanzenden Böen wechselten von warm zu kühl und wieder zurück. Doch wenn das Wetter umschlug, vor einem Sturm oder bei einem Jahreszeitenwechsel, kroch ein neuer Wind über die Berge, wehte lange Wolkenstreifen durch die Täler und hüllte die Bergketten in dicke Schichten aus Gaze. Die namenlosen, fremdartigen Gerüche und, wie ich mir vorstellte, die unsichtbaren Welten, die dieser süße Wind mit sich trug, ließen meine Gedanken wandern, weit entfernt von unserem ruhigen Fleckchen zwischen den Bergen.

Diese Brise wehte auch am Tag, an dem ich geboren wurde, am 22. November 1990, in einem Dorf wie so vielen anderen, ruhig und klein, einem unbedeutenden Fleck, der sich in ein weites, grünes Tal schmiegte. Meine Mutter Yasrab war 26 Jahre alt und hatte keine Hilfe, als sie mich zur Welt brachte – kein Krankenhaus, keinen Arzt und keinerlei Medikamente. Nachbarsfrauen kamen und gingen mit tassenweise kaltem Wasser, geflüsterten Worten und Streifen sauberen Stoffes. Die Männer begaben sich zum Beten in die Moschee, aßen Mangos, die sie in kleinen Haiben gepflückt hatten, saugten an Zuckerwürfeln und hielten sich fern. Der Geburtsraum war verdunkelt, und durch die verschlossene Tür drang kein Laut. Als es geschafft war, spielte es für den Clan keine große Rolle, ob meine ersten Schreie kräftig oder wimmernd klangen oder ob ich tot oder lebendig geboren worden war. Ich kam zur Welt wie meine Schwester Ayesha Gulalai vier Jahre vor mir – ein Mädchen, ein Makel auf dem Antlitz unseres Stammes.

Mein Vater, Shams Qayyum Wazir, selbst noch keine dreißig, war ein liberaler Mann nobler Abstammung und somit unter Paschtunen ein Rebell. Shams gab meiner Schwester und mir nie das Gefühl, wir seien weniger wert als unser Bruder Taimur Khan, der fünf Jahre vor mir geboren wurde, oder unsere Zwillingssbrü-

der Sangeen Khan und Babrak Khan, die wie ein doppelter Segen auf die Welt kamen, als ich vier war. Im Gegensatz zu anderen paschtunischen Familien, wo die Frauen sich den Männern zu unterwerfen hatten, herrschte in unserem großen Lehmziegelhaus unbekümmerte Gleichberechtigung. Wir gingen gemeinsam unserem muslimischen Glauben nach, hielten uns an Festtage und an Fastenzeiten und beteten fünfmal täglich, doch mein Vater lehrte uns, dass die Menschen auf der Welt Gott auf unterschiedliche Weise fanden. Meine Familie bestand aus Freidenkern, und das sollte uns im Laufe der Zeit zu Außenseitern unseres konservativen Stammes machen, doch zugleich befreite es uns.

* * *

Alle Bewohner Waziristans, des Südens sowie des Nordens, werden Waziren genannt. Doch »Wazir« ist auch der Name eines weitverbreiteten Clans, eines der vielen, die in unserer Region angesiedelt sind, die paschtunische Sprache sprechen und nach dem Paschtunwali-Ehrenkodex leben, jenen Stammesgesetzen, die unsere zahlreichen Blutfehden und Rivalitäten regeln. Obwohl die Waziren verschiedenen Clans angehören, stehen wir doch schon bei der kleinsten Andeutung einer Bedrohung von außen fest zusammen. Keine fremde Macht, egal wie stark, egal wie modern ihre Bewaffnung, hat es je geschafft, die Waziren zu bezwingen oder unser Stammesland auch nur für einen Tag zu besetzen. Die britischen Imperialisten mit ihrer ganzen Erfahrung im Erobern und Kolonisieren entsendeten Unmengen von uniformierten Soldaten ins Herz Waziristans, nur um dort auf furchtlose wazirische Krieger zu stoßen, die sie zurückdrängten und dabei vierhundert britische Kämpfer an einem einzigen Nachmittag abschlachteten, wie mir mein Vater einmal mit einem stolzen Lächeln erzählte. Gästen bieten Paschtunen jeden wertvollen Gegenstand an, den

sie besitzen, aber wer sie beleidigt, dessen Kopf findet sich abgeschlagen in einem Sack wieder, bevor er auch nur blinzeln kann.

Während meiner Kindheit kannte ich nur Menschen meines eigenen Stammes, die ich auf den ersten Blick zuordnen konnte. Touristen kamen nie in unseren abgeschiedenen Winkel der Welt, selbst wenn sie den Weg zu uns gefunden hätten. Ausländer hätten auf unserem Grund keinen Schritt tun können, ohne dass jeder Wazire sie mit seinen dunklen Augen im Blick behielt. Waziren sind stämmig und groß, haben kräftige Gliedmaßen und starke, breite Hände. Wenn es darum geht, ihre Angehörigen zu schützen, kennen wazirische Frauen keine Angst, und ihre dröhnenden Stimmen erklingen tief aus ihrem Inneren. Es heißt, wenn eine wazirische Frau spricht, hört man besser zu. Laut einer Legende stammt unser Volk von einem berühmten paschtunischen Anführer namens Suleiman und seinem Sohn Wazir ab. Aus ihren Nachkommen ging eine Vielzahl von Stämmen hervor, die sich weit ausbreiteten und dort, wo sie sich niederließen, riesige Flächen Land in Besitz nahmen.

Auf der Karte sieht Waziristan aus wie ein Flecken, der an den ausgefransten Rand Pakistans angenäht ist und sich rund um den Höhenzug am Pre Ghar bis über die afghanische Grenze erstreckt. Verwandtschaftliche Beziehungen und eine gemeinsame Geschichte, die in den alten Tälern Afghanistans ihren Ausgang nahmen, verbinden beide Seiten der Grenze, die direkt durch den zur Seidenstraße gehörenden Khyber-Pass verläuft. Keine Linie, die von einem Mann mit der Mündung eines Gewehrs in den felsigen Boden gekratzt oder mit dem Blut Tausender auf ein Papier gezeichnet wurde, war je tief genug, um diesen Teppich unserer gemeinsamen Abstammung zu durchtrennen. Wo ich auch hinging, mein Land, mein Volk und mein Vater erinnerten mich immer daran, dass ich eine Vollblut-Wazirin war. Vor allem anderen bin ich Wazirin.

Alle meine Erinnerungen an unser erstes Haus mit seinen mit Lehm überzogenen *pucca*-Steinen beginnen gleich: ein langsamer Film, der mit einem stillen Morgen einsetzt, warmer Sonnenschein liegt schwer auf allem. In meinem Heim schien der Tag auf magische Weise geboren zu werden, obwohl der Ablauf immer der gleiche war, wie ein vertrautes Lied, das in jedem Haus und jedem Dorf gesungen wurde. Alle paschtunischen Mütter erwachten sehr früh, noch vor dem ersten Hahnenschrei. Eine Stammesmutter brauchte keinen Wecker und überlegte auch nicht lange, bevor sie ihren Tag begann. Ihre Pflicht – den familiären Rhythmus in Gang zu setzen – war so heilig und angeboren wie ihr Herzschlag, und sie löste bei ihr den Impuls aus, die Augen zu öffnen, egal wie müde sie noch von der mühseligen Hausarbeit des Vortags war. Eine wazirische Mutter folgte in all ihrem Tun dem alten, ausgetretenen Pfad der Mütter, Großmütter und Urgroßmütter, die vor ihr kamen. Etwas anderes war ihr nicht erlaubt. Sie hatte keinen Zugang zu Fernsehgeräten, Zeitungen oder Zeitschriften, und selbst Radios waren rar. Wissen war wie ein Fremder, dem man nicht trauen konnte – den man nicht einmal ins Haus ließ.

Dort, wo ich aufwuchs, war es anerkannte Sitte, dass paschtunische Frauen zu Hause blieben und sich nur hinauswagten, wenn sie von Kopf bis Fuß in ein Kleidungsstück namens Abaya oder Burka oder in riesige Tücher – Tschadors – gehüllt waren und ein männliches Familienmitglied – ein kleiner Junge reichte – sie begleitete und über sie wachte. Diese eingeschränkte Lebensweise – dass Frauen ausschließlich ihren Pflichten im Haus nachkamen und sich hinter ihrer Kleidung verstecken mussten – nannte sich »in *pardah* leben«, es gehörte zum konservativ-muslimischen Brauch, Frauen so aus der Öffentlichkeit zu verbannen, dass Männer sie nicht zu Gesicht bekamen. Diese Sitte wurde nie hinterfragt, so wie auch niemand die Windrichtung oder den Aufgang und Untergang der Sonne hinterfragte. Außenstehenden kam

diese Tradition wie Gefangenschaft vor, doch ich hatte – damals zumindest – nie den Eindruck, dass die Frauen über ihre Kleidung unglücklich waren. Es lag eine gewisse Harmonie darin, dass wir alle wussten, was unsere Aufgabe, wo unser Platz war. Und wir hatten einen Platz – in unserem Haus und gemeinsam mit unserer Familie im Clan. Daran glaubte ich, bis für mich kein Platz mehr da war.

Ich stellte mir immer vor, dass das Erwachen meiner Mutter alle, die nach ihr die Augen aufschlugen, mit Lebensgeistern erfüllte – meinen Vater, meine Schwester, meine Brüder, mich selbst. Bevor meine Mutter aufstand, um den Tag zu beginnen, gab es nichts außer einer unendlichen Leere: keinen Himmel, kein Land, keinen Fluss, kein löffelförmiges Tal, auf das wir hinausblicken konnten. Durch ihr Erwachen schien sie die Sonne zu entzünden, so wie sie das Holz stapelte, das Feuer zum Kochen entfachte und den Rauch fächelte.

Dann regte sich im ganzen Lehmhaus die Familie in den dunklen, kühlen Räumen, die nach Erde rochen, und einer nach dem anderen wachte auf. Zum Wohle des Hauses, in dem oft mehrere Generationen verschiedener Familien lebten, standen alle wazirischen Mütter zuerst auf, und ihnen folgten wie ein leises Echo die Kinder. Die Männer wachten stets als Letztes auf, wie lange schlummernde Tiere. Die jüngeren Männer kümmerten sich um die älteren, rasierten ihre lederartigen, von der Zeit in Falten gelegten Gesichter, halfen ihnen in die Kleidung und kämmteten sie. In Waziristan wohnten viele Menschen in riesigen Häusern, von Mauern umgebenen Komplexen für die Großfamilie, die zusammen unter einem Dach lebte – Onkel und Tanten, Cousins, Cousinen, Großeltern und natürlich die Kinder. Die Familie baute das Haus immer gemeinsam, und jeder hatte seinen Platz in der Hierarchie – die Ältesten ganz oben –, als sei die Familie eine Maschine und jede Person eines ihrer Elemente.

Selbst die Vögel, die wir verehrten, hatten bei uns einen festen Platz. Wir nahmen einen *pucca*-Stein aus der Wand bei der Veranda, damit eine Taube in der Lücke ihr Nest bauen konnte, und es kam immer eine und ließ sich dort nieder, von einem Instinkt zu ihrem Platz in unserer Mitte geleitet, den ich nie verstand. Einer von uns war jeweils dafür verantwortlich, das harte, übrig gebliebene Brot in kleine Krümel zu brechen und damit den Vogel zu füttern, damit er blieb.

In meinem Dorf übernahm jedes Kind eine einfache Aufgabe. Die Mädchen kümmerten sich um die kleinsten Kinder, bevor sie selbst frühstückten. Manche gingen mit Eimern, die halb so groß waren wie sie selbst, zum Fluss, der sich wie ein silbernes Band von sprudelndem, kaltem Wasser am Dorf vorbeiwand. Ich lief manchmal mit meinem Metalleimer dorthin und trommelte mit einem abgebrochenen Stock darauf herum, während meine Füße in ihren Sandalen den trockenen Staub vom heißen Boden aufwirbelten. Wenn die Sonne nachmittags hoch und weiß am Himmel stand, gingen wir in kleinen, fröhlich schwatzenden Gruppen zum Wasser und sprangen ins plätschernde Nass. Auf der Oberfläche schwammen lotosähnliche Blumen wie zarte Teetassen.

Wenn ich mit dem vollen Eimer, der schwer war und überschwappte, wieder zurück war, hatte meine Mutter bereits das Joghurtgetränk fürs Frühstück zubereitet, indem sie Milch in einem Fass geschlagen hatte. Es duftete nach frisch gebackenem Naan-Brot, gehackter Minze und dampfenden Bechern mit schwarzem Tee. Sobald die letzten Männer aufgestanden waren, versammelte sich die ganze Familie. Die Kinder lärmten fröhlich drauflos, die Väter saßen schweigend auf Seidenmatten an den Wänden. Die Frauen liefen umher und schlängelten sich zwischen den Sitzenden hindurch, so wie der Fluss, in dessen kalte Strömung ich gerade noch den Eimer hinabgetaucht hatte. Sie servierten frisches, einfaches Essen, etwa kleine Schüsseln mit aufgeschnitte-

nem Obst – alles in der großen, warmen Küche, die das Herz unseres Hauses darstellte.

Doch was mir am Morgen in Waziristan am besten gefiel, war eine stille Zeremonie, die in dem Augenblick stattfand, wenn ich das Flusswasser ablieferte und somit meinen Teil beigetragen hatte, einen Teil, der mir heute fast wie eine heilige Pflicht erscheint. Mit diesem Wasser benetzte meine Mutter den Lehm-boden unseres Hauses, sie tauchte ihre Hände in den Eimer und ließ durch ein schnelles Schnippen mit den Fingerspitzen dicke, silbrige Tropfen hinabregnen. Wenn der Boden das kalte Gebirgs-wasser aufgesogen hatte und weicher geworden war, kehrte sie ihn und stampfte ihn fest, wodurch der feuchte Lehm einen süßen, sauberen Geruch absonderte. Das zarte Aroma stieg auf und verbreitete sich im ganzen Haus, seine unsichtbare Schönheit teilte allen mit, dass der lange Tag begonnen hatte.

Doch bevor ich alt genug war, um zu wissen, dass es jenseits unseres Idylls auch noch eine Welt gab, mussten wir wegziehen. Meine Familie verließ das weitläufige Haus mit den großen, luftigen Zimmern und ließ die kompromisslose Sicherheit unserer Sitten und unsere hohe Stellung innerhalb des Stammes weit hinter sich. Mein Vater gab all das auf, um für seine Ideale einzustehen und seiner Frau und seinen Töchtern eine gewisse Freiheit zu ermöglichen. Er wollte uns eine gute Bildung zuteilwerden lassen und wusste, dass wir der Enge des kleinen Dorfes entkommen mussten, um auch nur träumen zu dürfen. Unsere kleine Familie war in ihren radikalen Ambitionen unbeirrbar, jeder Einzelne von uns: Meine Schwester Ayesha nahm schon mit sechs an Debattierwettbewerben in der ganzen Region teil und verfasste Reden über Frauenrechte, Demokratie, Kinderarbeit und die Umwelt; ich durfte mich im Alter von vier Jahren wie ein Junge kleiden und mit einer Steinschleuder im Dorf mein Unwesen treiben; meine Mutter, die wir Aami nannten, strebte Studienabschlüsse an; und mein

Vater, unser *baba*, der seiner Frau auch erlaubt hatte, keine Burka zu tragen, stand wie ein Zirkusdirektor im Zentrum des Ganzen und brach die Stammesregeln mit dem typischen unbeugsamen Wagemut eines hitzköpfigen Waziren.

Nichts davon kam mir damals bedeutsam vor, doch in den Augen der Dorfältesten handelte es sich um ernsthafte Vergehen. Vergehen gegen den Stamm. Vergehen gegen Gott. Sie hatten meinen Vater bereits zweimal wegen seiner liberalen Überzeugungen eingesperrt. Der Wunsch nach Bildung brachte Gefahren und Strafen mit sich – Gefängnis und im schlimmsten Fall den Tod. Wenn wir alle zur Schule gehen sollten, hatten unsere Eltern keine andere Wahl, als mit uns das Dorf zu verlassen, und zwar für immer. Doch selbst in einem so beengenden Umfeld hatten wir keine Angst, nicht einmal einen Anflug davon. Das war das Tolle daran, Wazirin und die Tochter meines Vaters zu sein. Wir fürchteten uns vor nichts. Wir zogen einfach weg und lebten weiter.

Und es standen viele Umzüge an in den folgenden Jahren. In jeder neuen Stadt erwartete mich eine Geschichte voller Abenteuer und seltsamer Figuren, sowohl Helden als auch Schurken, und sie alle formten die Frau, zu der ich wurde. Selbst heute steht eine dieser Stationen in den Tälern noch immer für den Augenblick, in dem ich lernte, dass meine Welt ein Kessel voller Gefahren war, nicht nur für mich persönlich, sondern für jeden ihrer Bewohner. Das war eine alarmierende Erkenntnis, deren schierer Schrecken meine angeschlagene Psyche trotz allem, was davor und danach geschah, nie wieder losließ. Wenn ich an meine Kindheit in Pakistan zurückdenke, kommt mir oft dieser Augenblick in den Sinn, in dem ich für immer verlernte, ein Kind zu sein.

Ich war sieben Jahre alt und lebte bereits wie ein Junge. Mein Vater hatte eine Stelle als Dozent an der Uni in Miranshah angetreten, einer modernen Stadt, deren eng gedrängte Betonbauten sich in einem von den Gipfeln des Hindukusch umstandenen Tal

ausbreiteten. Jeder unserer Umzüge begann gleich. Mein Vater und meine Mutter beluden einen Karren mit Gebrauchsgegenständen wie Kochtöpfen, Matratzen mit einer Füllung aus trockenem Laub, den staubigen Lehrbüchern meines Vaters und einem Paar laut gackernder Hühner, und dann ging es los. Wir reisten in Richtung Nord-Waziristan, und die Fahrt mit dem einfachen Vehikel, das unsere Familie auf einem trockenen Pfad zwischen den überhängenden Bergen hindurchtransportierte, war holprig und lang. In meiner Erinnerung besteht die Tour aus tranceähnlich vorbeiziehenden Landschaften, während wir langsam durch Dörfer rollten und an klapprigen Ständen Mangos und Aprikosen kauften. Die Wege waren steinig und eng, und der Himmel über uns eine Mauer aus Licht und Hitze. Es dauerte lange, bis wir es von Süd-Waziristan in die nördlichere Region geschafft hatten.

* * *

Anfangs war das Leben in Miranshah für mich nicht unfreier oder unglücklicher als in den urwüchsigen Tälern Süd-Waziristans oder an jedem anderen unserer Wohnorte. Ich schlummerte im weichen, Lachen bildenden Schatten von Akazien und hüpfte von einem Flachdach zum nächsten. Ich schwamm wie ein Junge im rasch dahinströmenden Fluss, lief an den schlammigen Ufern entlang und hielt in ruhigen Augenblicken inne, um den Blick auf den berühmten trügerischen Ausläufern des Kusch weit jenseits des langen, besiedelten Tals verweilen zu lassen. Es spielte für mich keine Rolle, dass wir materiell gesehen nun weniger hatten – weniger Lebensmittel, weniger Kleidung – und dass wir dicht gedrängt in einem kleinen Betonhaus lebten, das zur Uni gehörte.

Als mein Vater mir Geld gab, um einzukaufen, hatte ich keine Ahnung, wie schwierig es war, an eine so kleine Handvoll schmut-

ziger Rupien zu kommen. Armut war ein Wort, das ich nicht kannte, bis wir unsere Heimat für immer verließen. Um zum Markt – oder einem anderen Ziel im Ort – zu gelangen, musste ich über eine Betonmauer klettern und eine Reihe enger Gassen durchqueren, während die Münzen wie kleine Glöckchen in den ausgefransten Taschen meines Hemds und meiner Hose klingelten. Wir hatten gerade den neunten Monat des islamischen Mondkalenders, und am wolkenlosen vormittäglichen Himmel stand eine Mondsichel wie ein dünner Fingernagel, ein Zeichen für den heiligen Monat Ramadan. Ich hatte eine Tasche mit Pinienkernen dabei, die ich im Wald gesammelt hatte, um sie gegen ein paar Tassen weißen Reis oder einen Beutel Obst einzutauschen. Meine Mutter hatte mich ermahnt, nicht zu trödeln. Ich ließ meine Familie, die genauso wie ich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang fastete, im Haus zurück und trat hinaus. Ich weiß noch, wie still es war. Man konnte spüren, dass unser Teil der Welt unter dem Gewicht der Gebete in die Knie gegangen war. Ich rannte zur Zementmauer und schwang mich darüber, hinab in die enge, im Schatten liegende Gasse. Dort war niemand zu sehen. Ich ging immer leicht vorgebeugt – mir war bewusst, dass ich für ein Mädchen groß und kräftig war –, die Hände in die Taschen gesteckt. So wirkte ich wie ein Junge, entschlossen und schnell, mit einem klaren Ziel. Ich hatte die Strecke schon oft zurückgelegt, immer mit demselben Auftrag. Als ich am Ende der Gasse ankam, hörte ich, wie ein Motor aufheulte, leiser wurde und schließlich ausging. In der Luft lag der heiße Gestank von Benzin. Ich sah, wie ein Mann in einem hellen, saubereren *shalwar kameez* auf die offene Tür des Geschäfts zuging und im düsteren Inneren verschwand. Durch das offene Fenster am anderen Ende des kleinen, hölzernen Ladenlokals konnte man auf eine weitere leere Straße dahinter blicken. Auf einer Seite stand ein kurzer Tresen, hinter dem ein alter Mann an der Wand lehnte und döste.

Ich durchquerte den Laden, vorbei an einem Tisch mit Körben voller Obst und Gemüse.

Hinter mir traten zwei weitere Männer ein. Der Geruch nach saurem Männerschweiß überlagerte den von Koriander und Kardamom, der im Laden immer in der Luft lag. Ich erreichte die Obstkörbe am anderen Ende des Raums, entdeckte einen reifen Granatapfel, klopfte mit dem Finger dagegen und nahm ihn in die Hand.

Die Männer hatten sich im Laden verteilt. Ich hörte Flüstern und schlurfende Schritte.

Draußen, auf der Straße hinter dem Geschäft, wurde wieder ein Automotor angelassen. Ich sah, wie das Fahrzeug näher kam und die Seitenfenster langsam aufglitten. Ein Datsun. Schon damals kannte ich mich mit Autos aus. Im Rahmen seiner neuen Stelle gab mein Vater an der hiesigen Uni einen Kurs über Automechanik und Maschinenbau. Der Unterrichtsraum – ich hatte ganze Nachmittage spielend dort verbracht – war eine riesige Werkstatt voller halb ausgeschlachteter Fahrzeuge. Auf den Tischen lagen immer ölige Motorenteile herum, als Anschauungsstücke für die nächste Sitzung.

Hinter mir im Laden verstummten die Männer. Der Alte hinter dem Tresen stand auf und sah sich um, gerade als das Auto direkt unter dem Fenster anhielt. Die Autotüren flogen auf. Mehrere Personen stiegen aus. Dann kletterten sie wie in einer einzigen, schwungvollen Bewegung durch das Ladenfenster und waren drinnen. Die Luft im Raum pulsierte. Einige Sekunden lang bewegte sich niemand. Ich konnte meinen eigenen Atem hören und meinen Herzschlag fühlen, die sich beide beschleunigten. Dann zog einer der Eindringlinge eine Pistole. Später erfuhr ich, dass es eine Tokarev war, ein russisches Fabrikat, ein Relikt der sowjetischen Invasion in Afghanistan und die bevorzugte Waffe in diesem Winkel der Welt. In den folgenden Jahren sollte ich diese Waffe,

die so typisch für unsere Region war, noch viele Male zu Gesicht bekommen. Der Mann lud durch, sprang vor und feuerte drei schnelle Runden in den Kopf des Mannes, der den Laden vor mir betreten hatte. Ich war unfähig, mich zu bewegen. Mir fehlte das intuitive Wissen, was zu tun war. Verwirrung und Furcht verschluckten mich. Ich hörte ein Keuchen und wie etwas Schweres auf dem Boden auftraf. Mein Blick wollte sich auf irgendetwas anderes richten als auf das, was ich vor mir vermutete – auf die sich abschälende Farbe an der Decke, einen gerissenen Riemen an meiner Sandale, den schnell wieder verschwundenen Schatten eines am offenen Fenster vorbeifliegenden Vogels. Doch ich musste den verwundeten Mann ansehen. Ich weiß noch, dass es mir aus irgendeinem Grund um sein verschmutztes Hemd leidtat, und darauf konzentrierte ich mich – ein so sauberes Kleidungsstück, das jetzt unwiederbringlich besudelt war. Ich glaube, ich stand unter Schock.

Ein zweiter Mann schoss einem der anderen direkt in den Hals. Jetzt lagen zwei Menschen blutend auf dem Boden. Derjenige mit der Halswunde hatte die Finger am Einschussloch und versuchte wohl, es zuzuhalten, doch das gelang ihm nicht. Aus der Wunde drangen seltsam schmatzende Geräusche, wie das Nuckeln eines Babys. Einen Augenblick lang dachte ich an meine Zwillingbrüder Sangeen und Babrak, die zu Hause gemeinsam in ihrem Bettchen schliefen. Ich wollte laut aufschreien. *Das hier passiert gar nicht*, sagte ich mir immer wieder. *Es passiert gar nicht*. Dann verließ etwas den Mann, ein unsichtbares Gewicht, und er bewegte sich nicht mehr. Seine Hände schlugen dumpf auf dem Boden auf. Seine Augen wanderten noch einmal kurz in den Höhlen hin und her und erstarrten dann.

Der dritte Mann war schwerer umzubringen, obwohl sie ihm bereits mehrere Schüsse in den Rücken verpasst hatten. Er wand sich auf dem Boden und trat wild um sich. Dabei schnappte er nach

Gegenständen – dem Schuh des Toten, Tischbeinen, einem Stück Kabel –, bis er die Arme nur noch nach oben ausstreckte und mit gespreizten Händen in die heiße, schwarpulvergetränkte Luft griff. Sein Blut bildete auf dem Boden eine Art Flügelmuster, als er sich krümmte und halb auf der Seite umherkroch. Dann wurde er langsamer. Blut floss aus seinem Mund, und er zuckte, als habe ihm das Kabel einen Stromschlag versetzt. Die Todesschützen sahen zu, ohne ein Wort zu sagen. Sie standen über ihm, verfolgten, wie er sich über die Bodendielen schleppte, und schauten auf ihn hinab, bis er liegen blieb und es keinen Zweifel mehr daran gab, dass er tot war. Nun hockten sich zwei Männer hin, hievten den zerschundenen Körper hoch, trugen ihn zum Fenster und warfen ihn hinaus. Dann kletterten sie hinterher, einer nach dem anderen.

Keiner von ihnen hatte auch nur in meine Richtung geschaut, während ich wie erstarrt zwischen den langen Tischen mit reifem Obst stand. Der Motor heulte auf, als sie den leblosen und tropfenden Körper in den Kofferraum fallen ließen. Ich stand mit dem alten Mann im Laden, beide mit weit aufgerissenen Augen. Dann raste das Auto davon. Als das Motorengeräusch verhallte, begann ich am ganzen Körper zu zittern. Es roch süß und metallisch, nach feuchten Münzen. In meinen Ohren klingelte es, sonst hörte ich nichts. In diesem Augenblick teilte sich meine Kindheit auf seltsame Weise, wie eine Leinwand, die entzweigerissen wird, und ich wusste, dass etwas von mir verloren war. In meiner Kehle stieg ein langer, stummer Schrei auf. Eine Zeit lang stand ich so da, mit offenem Mund, den Granatapfel noch in der Hand, frisches Blut zu meinen Füßen.

Als ich nach Hause kam, erzählte ich niemandem etwas davon. Warum, weiß ich nicht. Niemand fragte nach den Flecken auf meinen Schuhen. Das Leben hatte sich verändert. Wir lebten in einer anderen Welt – so einfach und entsetzlich war das. Wenn ich Allah bitten könnte, eine einzige meiner Erinnerungen zu tilgen, wären

es diese kurzen Minuten des Blutbads, in denen ich lernte, dass Menschen gnadenlos andere Menschen töten können, auch wenn ein Kind danebensteht. Ich brachte meinem Vater den Granatapfel, sagte ihm, mehr hätte ich nicht bekommen, und kniete mich hin, um zu beten.

Zwei

Der Mullah

Als ich geboren wurde, bekam ich drei Namen. Die meisten paschtunischen Mädchen erhalten nur einen. Eine Woche nach meiner Geburt fuhr mein Vater aus dem Schlaf hoch. Jahre später erzählte er mir, dass er oft so aufwachte, erschrocken und verwirrt, sicher, dass eine Stimme ihn zu sich gerufen hätte. Er streckte die Hand nach meiner Mutter aus, spürte ihren Herzschlag zwischen den sich hebenden und senkenden Flügeln ihrer Schulterblätter und löste seine Hand dann sanft wieder von der Geborgenheit ihrer Haut. Alles war ruhig, trotzdem konnte er nicht wieder einschlafen. In einer Hängematte neben dem Bett schlummerte eine neugeborene Tochter, nicht größer als ein Laib Brot, fest eingewickelt in Unmengen weißen Stoffs – paschtunische Babys wurden zum Schlafen immer von Kopf bis Fuß eingepackt, damit sie nicht strampeln konnten. Mein Vater stand auf, wagte es allerdings nicht, mich zu berühren, sondern beugte sich nur mit der Wange zu mir hinunter und ließ meinen Neugeborenen-Atem sein Gesicht wärmen. Er tastete sich im Dunkeln an den grob verputzten Wänden entlang, nahm Kleidung vom Haken und seine Schuhe von einem polierten Steinregal neben der Tür. Bevor er das Haus verließ, betete er sicher, küsste die juwelenbesetzte Seide seines heiligen Teppichs und verbeugte sich Richtung Osten, wo die noch unsichtbare Sonne langsam von der anderen Seite der Erde zu uns herüberwanderte.

Mein Vater erzählte mir, dass seine Füße draußen, auf dem rissigen Pfad, den richtigen Weg durch die Dunkelheit fanden, als würde er von einem unsichtbaren, um seinen Körper geschlungenen Seil gezogen. Das erste schwache Licht der Morgendämmerung breitete sich auf dem Boden aus, über den er schritt, um in die höher gelegenen Hügel zu gelangen, von denen sich die letzten Schatten der Nacht zurückzogen wie dunkle, allmählich verblasende Blutergüsse. Er ging an im Winterschlaf befindlichen Mangowäldchen und den zwei toten Akazien vorbei, deren Skelette wie zwei Wächter am anderen Ende unseres Dorfs am Fluss standen. Als Shams durch dieses Akazientor trat, klopfte er gegen einen dünnen Stamm, wie es alle taten, die hier vorbeikamen, um den leisen, hohlen Widerhall zu hören. Dann sprang er von Stein zu Stein über den plätschernden Strom und lief ins Tal hinaus.

Mein Vater konnte sein Leben lang kilometerweit ohne ein bestimmtes Ziel durch die Gegend wandern und ganze Welten von Weisheiten mit nach Hause bringen. Er lehrte mich, dass die Erde selbst nur ein einziger Ort war und man, wenn man irgendwo loslief und immer weiterging, wieder am Ausgangspunkt ankam. Es war November, und die dünne Luft war eisig, die Adler kreisten, und die faule Sonne versteckte sich immer noch. Trotz ihrer Unbarmherzigkeit konnten die Elemente meinen Vater nicht von seinen Spaziergängen abhalten, genauso wenig wie von seinen Gedanken, die immer ein bestimmtes Ziel verfolgten. Widrige Umstände haben auch mich nie von meinen Plänen abweichen lassen, diese Standhaftigkeit habe ich von meinem Vater. Selbst jetzt, wo ich von ihm getrennt bin, wandere ich oft durch das fremde Land, in dem ich lebe, und denke dabei an ihn, wie er auf der anderen Seite der Welt spazieren geht.

Er erzählte mir, er sei an jenem Morgen stundenlang umhergelaufen, um den Kopf freizubekommen, einmal rund um das Tal wie an der Kante einer Schüssel entlang. Ich war seine zweite Toch-

ter, erst eine Woche alt, hilflos an einem kleinen Fleckchen der unermesslichen Erde zur Welt gekommen, wo ich zum Tode verurteilt werden könnte, sollte ich irgendwelche Ambitionen hegen, die über die übliche Rolle der pflichtbewussten Frau und Tochter hinausgingen, sollte ich auch nur zu träumen wagen. All die äußerliche Schönheit, die meinen Vater umgab, jedes Wunder zwischen Himmel und Erde, das er sah, konnte an dieser harten Wahrheit nichts ändern. Seit dem ersten heulenden Weinen erwartete seine sündenfreie kleine Tochter die *purdah*.

Niemand war vorbeigekommen, als sie geboren wurde. Keiner brachte Münzen. Die Gewehre blieben stumm, lehnten an den Wänden wie vergessene Gehstöcke. Es gab kein Festmahl. Nur Vorahnungen – seine eigenen und die meiner Mutter. Mein Vater starrte auf die zerklüftete Wand aus Bergen und Kämmen, hinter deren gezackten Gipfeln die eben sichtbare Sonne wie ein Juwel aufstieg. An jenem Morgen brach mein siebter Tag an, in unserer Kultur ein heiliges Ereignis, und mein Vater dachte laut: »Wenn sie eine Woche lang in Waziristan geatmet hat, schafft sie es vielleicht für immer.«

»Maria!«, rief er plötzlich, mit der ganzen Kraft seiner Lungen. Seine Stimme schallte durch den offenen Talkessel. Sekunden später ertönte das Echo meines ersten Namens, immer und immer wieder, wie ein Bumerang, der von der blauen Kuppel zurückkommt und an den schattigen Felsrücken entlang hinabstürzt, über die Alexander und Salomo ganze Armeen geführt hatten. Jedes Lebewesen hörte den Widerhall meines Namens und der zwei weiteren, die folgten. Die Luft Waziristans wusste, wer ich bin, bevor ich es wusste. *Maria. Gulgatai. Toorpakai*. Dann wickelte mein Vater sich den Wollmantel um die Schultern, um sich gegen den peitschenden Wind zu schützen. Er kniff die Augen zusammen, da das Sonnenlicht ihn blendete, und machte sich auf den Rückweg zur Erde.

Meine Mutter hörte ihren Mann kommen, als er das Tor der toten Akazien passierte. Seine Stimme war deutlich zu vernehmen, er sang wilde paschtunische Zweizeiler und rief laut. Obwohl er Stunden damit verbracht hatte, über frostbedeckte Pässe zu wandern, rannte er auf meine Mutter zu. Die Spitzen seines schwarzen Schnurrbarts waren weiß vor Schnee, als habe er sein Gesicht in eine Zuckerschüssel getaucht, und das sagte Yasrab ihm auch lachend, während sie sein grinsendes Gesicht zwischen ihren Handflächen wärmte.

Als meine Mutter beim ersten Anzeichen der Morgendämmerung die schläfrigen Lider geöffnet und den leeren Platz neben sich gespürt hatte, wusste sie Bescheid. Sie wusste, dass mein Vater, noch halb im Traum, losgezogen war, um den Himmel nach den drei Namen abzusuchen, wertvollen Geschenken, die er ihrer neugeborenen Tochter überreichen wollte. Bei meiner Schwester Ayesha hatte er es genauso gemacht.

Keuchend streifte mein Vater die nassen Stiefel ab und fand mich in einem Korb in Blickweite der Küche, wo ich in die Luft starrte. Ich lag genauso still da wie zuvor, als er gegangen war, in meinen weichen Stoffkokon gehüllt. Die Küche quoll über vor duftender Hitze – es roch nach Kreuzkümmel und gemahlenden Koriandersamen –, und er war froh, sein Kind so zufrieden zu sehen. Er beugte sich hinunter, bis er meinem Gesicht ganz nahe war. Dann lächelte er, noch voller Winterfrost, und seine braunen Augen erschienen fast blau, als habe er in ihrem Rund kleine Stücke des Himmels eingefangen. Eine Hand auf mein Herz gelegt, flüsterte er mir seine Geschenke zu.

Zunächst wisperte er mir den *adhan*, unseren muslimischen Gebetsruf, ins rechte Ohr, wie es in unserem Teil der Welt Brauch ist. Dann näherte er sich meinem linken Ohr.

»Dein Name soll Maria sein, das steht für Reinheit, denn die Grausamkeit der Welt hat dich noch nicht geprägt. Inshallah,

wird das nie geschehen. Zweitens gebe ich dir den Namen Gulgatai, weil dein rosiges Gesicht sogar in diesem Augenblick zusammengekniffen ist und dem unschuldigen Versprechen einer Rosenknospe gleicht. Wir werden erst später erfahren, welche eine große Schönheit in dir verborgen liegt. Als Letztes wirst du unter dem Namen Toorpakai bekannt sein, ein Mädchen mit schwarzem Haar, um das es selbst von der dunkelsten Nacht beneidet wird. Maria, du hast drei Namen, aber nur ein Leben. Nutze es gut und sinnvoll. Hab niemals Angst, denn du bist meine Tochter. Durch dein Blut bist du vor allem Wazirin.«

In jenem Augenblick wurde ich, wer ich bin. Shams steckte eine einzelne Goldmünze in eine Falte meiner Decke. Bis heute trage ich diese Münze bei mir. Ich verberge sie oft in meiner Handfläche, bis das Metall heiß wird. Ich habe sie niemals jemandem gezeigt und werde es auch nie tun. Wenn ich sie hochhalte und es fällt auch nur ein winziger Lichtstrahl darauf, leuchtet sie wie die Wintersonne, die meinen Vater begrüßte. Ich weiß, wenn ich die richtige Stelle am Rand unseres Tals wiederfinden würde, könnte ich dort selbst noch in Jahrzehnten das Echo seiner Stimme über das zerklüftete Suleiman-Gebirge tanzen hören.

Als ich älter war und Shams einfache Fragen stellte, webte er mir zur Antwort immer einen ganzen Teppich aus Worten.

»Woher komme ich, Baba?«

»Nun ja, Maria, ich habe dich mit einem Fischernetz an einer Biegung des mächtigen Indus gefangen.«

Ich zweifelte nicht einen Augenblick lang an dieser Geschichte.

Dann erzählte mein Vater mir, dass Gott einen gewaltigen Löwen nach Tibet gesandt und sein enormes Maul zur Quelle des mächtigen, lebensspendenden Flusses Indus gemacht habe. Von da an schoss jedes Stammeskind, das entstand, wie eine Sternschnuppe durch die rauschenden Wellen des Quellgebiets und trieb leicht wie ein Laubblatt Richtung Heimat.

»Doch du, Maria, warst nicht wie die anderen, die einfach so in den Strom hineingeboren wurden. Irgendwie bist du direkt aus dem enormen Maul des legendären Löwen heraus in diese Welt gelangt. Deshalb bist du so stark. Als ich dich fing, zerrissen deine wild um sich schlagenden Fäuste das Netz, und es waren zehn Männer nötig, um dich an Land zu holen.«

* * *

Unsere Gegend, weit entfernt vom nährenden Indus, war trocken, es regnete selten. Monsune und Ozeane waren nur schöne Gerüchte, biblische Geschichten, die von alten Männern erzählt wurden, blaue Flecken auf der Landkarte. Shams' Flussmythos sprach mich an. Vielleicht war ich mit einem Feuer in meiner Seele geboren worden, das gelöscht werden musste, denn ich hätte mein halbes Leben dafür gegeben, einmal in ein Meer zu springen – die Schönheit der wogenden Wellen zu erfahren und zu spüren, wie ihr donnerndes Rollen meinen Herzschlag übertönte. Ich stellte mir ganze Tage voller Regen vor, dicke Tropfen, die wie eine Diamantenflut vom Himmel fielen. Wie seltsam und traumhaft es wäre, die Welt von Nässe überzogen und glänzend poliert zu sehen – alles sauber.

Mein Vater hatte immer eine Reihe gefüllter Wassereimer an einer Seite des Hauses stehen. Wenn sie leer waren, schickte er einen Jungen aus dem Dorf zum Fluss, um sie aufzufüllen. Im Schatten der Mauer blieb das Wasser lange kalt, und auf der Oberfläche sammelten sich Laubreste und Insekten. Ich konnte meinen Arm ganz hineinstecken und fasziniert zuschauen, wie sich bis zum Ellbogen hinauf eine Gänsehaut bildete. Manchmal berührte ich die kalte Oberfläche einfach mit den Lippen und nahm einen tiefen Schluck. Selbst im Sommer schmeckte das Wasser nach Eis.

Jedes Jahr im Juni wurde kaltes Wasser wertvoll, doch der Fluss, der in der Nähe unseres Hauses verlief, sorgte dafür, dass wir genü-

gend hatten. Süd-Waziristan wurde dann von einer wütenden Hitze gequält, die die Luft zum Flimmern brachte. Nachmittags ließ der Wind Staubwolken aufsteigen und blies sie wie harte Spucke nach einem Fluch quer durch den Talkessel. Die Sandkörner gelangten überall hin – in Haare und Augen, in Nasenlöcher und Lungen. Ich fand Staub in den winzigen Vertiefungen in meinen Ohren, er bedeckte die Haut wie Sandpapier. Er verkrustete Wimpern und raute die Zunge auf, er färbte die Sonne blutrot.

Während dieser Hitzeperioden goss ich mir eimerweise Flusswasser über den Kopf, manchmal viermal am Tag, manchmal noch öfter. Das Gewicht der vollen Eimer war zu viel für meine Arme, daher zog ich sie an den dünnen Drahtenkeln hinter mir her, was sie zum Überschwappen brachte und eine feuchte Spur hinterließ, die sofort verdampfte oder im harten, festgestampften Lehm unseres Hofes versickerte. Ich brauchte mir nie einen Vorwand zu überlegen, um mich waschen zu dürfen, mein Vater unterstützte diese Besessenheit.

»Sauberkeit ist der halbe Glaube, Maria.«

»Dann bin ich gläubiger als jeder andere Paschtune.«

Gelegentlich nannte Shams mich auch Tahara, was im Arabischen wie Maria »Reinheit« bedeutet. Der Brauch verlangt es, dass ein Gläubiger vor dem Gebet den Zustand der *tahara* erreicht, frei von allen Formen des Schmutzes, sowohl im Kopf als auch äußerlich. Da ich draußen im Hof immer mit den Eimern voller Flusswasser spielte, rief mich vor dem Gebet nie jemand zum *wudu*, der rituellen Waschung, hinein. Ich lebte in einem dauerhaften Zustand des *wudu*. Jede Woche brachte Shams mir weiße Seifenstücke vom Markt mit, die wie kleine Geschenke in Wachspapier gehüllt waren und nach Sandelholz und Duftölen rochen, die ich nicht identifizieren konnte. Ich hockte mich dann mit einem glitschigen Stück in der Hand draußen auf den Boden, und mein Vater hob den Metalleimer in die Höhe, goss klares Wasser über mich und spülte mir die Staubschicht vom Körper.

Wenn niemand hinsah, biss ich oft kleine Ecken Seife ab, so wie andere Kinder heimlich einen Löffel rohen Honig oder eine Handvoll Zuckerwürfel stibitzten. Die weiße Seife vom Markt war immer am süßesten, und ich verspeiste vogelschnabelkleine Bissen davon, sorgfältig darauf bedacht, meine Zahnabdrücke hinterher mit dem nassen Daumen zu verwischen. Ich aß nie so viel, dass es aufgefallen wäre, da es sich um ein heimliches Vergnügen handelte, von dem ich genau wusste, dass es sehr eigen war. Einmal erwischte mich meine Mutter beim Knabbern, als ich geduckt hinter der großen Waschschüssel aus Metall hockte, und ich hörte, wie sie nach Luft rang, als ich mir die Lippen leckte. Ich sah auf, schluckte ganz langsam und ließ das angebissene Stück fallen. In anderen Teilen der Welt, etwa in Amerika, erzählte sie mir, spülten Mütter ihren Kindern die Münder zur Strafe mit Seifenwasser aus, wenn sie Schimpfwörter verwendet hatten. Mir fiel auf, dass ich nicht wusste, was sie mit »Schimpfwörter« meinte, da ich so etwas in unserem Haus noch nie gehört hatte. Mir kam die Vorstellung sehr seltsam vor, ein Kind dazu zu zwingen, zur Strafe etwas zu essen, das ich für eine heimliche Delikatesse hielt. Ich leckte mir lachend die Fingerspitzen und sagte, dass die Seife dort drüben nicht so gut sein konnte wie unsere.

»Ich glaube, wenn es um Reinheit geht, gibt es keinen Engel im Himmel, der es mit dir aufnehmen kann, Maria. So Gott will, wird die Welt dich nie beflecken.«

* * *

Als ich erst vier war und mich noch nicht allein vor die Haustür wagte, verbrachte ich oft einen Großteil des Tages mit herunterbaumelnden Füßen auf dem Dach, sobald die Hitze nachgelassen hatte und die Welt wieder zum Leben erwachte, allem voran die Geräusche – Vogelgezwitscher, plappernde Schuljungen, ein heili-

ger Mann, der die Frommen zum Gebet rief. Nachdem ich wochenlang volle, scheppernde Wassereimer von der Grundstücksmauer über den Hof geschleppt hatte, hatte neue Kraft meine Arme anschwellen lassen, bis meine Kleider dort zu eng wurden. Das empfand ich als Segen. Ich saß gern mit bis zu den Schultern aufgerollten Ärmeln da, ballte die Fäuste und betrachtete fasziniert, wie dort, wo zuvor nichts gewesen war, harte Wölbungen unter der gespannten Haut hervortraten und wieder verschwanden. Manchmal glaubte ich, ich könne spüren, wie ich wuchs, auch wenn ich immer noch sehr klein war.

An jenem Morgen war ich aufgewacht, hatte mich im Hof gewaschen und mich dann auf einen Küchenhocker gesetzt, wo meine Mutter mein langes, glattes *toorpakai*-Haar ölte und flocht und dabei mantraartig Daten und historische Ereignisse herunterratterte, die für mich keinerlei Bedeutung hatten. Sie war die halbe Nacht lang auf gewesen, um für eine Zwischenprüfung über Geschichte und Religion des Nahen Ostens zu lernen, und hatte sich Fakten eingbläut, die schon am nächsten Tag wieder verschwunden sein würden, ersetzt durch andere für den nächsten Test. Ich spürte, wie ihre Finger über meine Kopfhaut tanzten und Knoten entwirrten. Meine langen Zöpfe waren für uns beide eine Qual, doch irgendwie kam es nicht infrage, sie abzuschneiden. Ich verstand nie, warum. Manchmal glaubte ich, es läge an meinem Namen – wenn ich mein schwarzes Haar abschnitt, müsste ich »Toorpakai« und damit ein Drittel meiner selbst aufgeben.

Später an jenem Vormittag war das Haus leer. Ich warf einen prüfenden Blick aus den Fenstern, die nach vorn hinausgingen, riss mir das rot-orangefarbene Kleid vom Leib und warf es auf den Boden, wo es wie ein Stück Sonnenuntergang, das zu einer Pfütze zerfließt, liegen blieb. Da ich kein gemütliches Kleidungsstück besaß – mein gesamter Schrankinhalt war mit schweren Perlen und Schleifen besetzt –, behielt ich mein dünnes, weißes Unterkleid an.

Ich lief hinaus zu einer Seite des Hauses und kletterte an einem alten, rostigen Regenrohr aufs Dach hinauf, wobei ich mehrmals mit dem Saum an Nägeln hängen blieb. Oben zog ich mich hoch und lief vorsichtig wie eine Akrobatin über den Sims, der rund um das Dach lief, während ich überlegte, wie ich die vor mir liegenden, freien Stunden verbringen wollte. An solchen Tagen, wenn alle anderen in der Schule waren, stand es mir frei, die Leinwand meiner Zeit nach Belieben zu füllen. Gelegentlich kam eine Nachbarin vorbei, um nach mir zu sehen, doch die meiste Zeit war ich allein im Haus. Das Sonnenlicht war so sanft, dass ich nach einer Weile mit dem Gesicht Richtung Himmel auf einer alten Strohmattze einschlief, die wie ein Floß auf dem Boden lag. So verstrich die erste Stunde in einem steten Strom träger Tagträume. Ich war allein auf See. Die einzige Überlebende eines Schiffbruchs. Eine Entdeckerin auf der Suche nach Neuland. Eine einsame Wolke, die vorbeizog. Ein Adler. Alles, was ich wollte.

Später aß ich auf dem Dach zu Mittag – einen Becher Joghurt sowie Schüsseln mit Linsen und Nüssen. Ich kletterte hinab, um mich mit dem Wasser aus den Eimern zu waschen, und dann wieder hinauf. Da hörte ich fröhliche Männerstimmen und spontan ausbrechenden Beifall, der wie Regen klang. Ich hatte keine Ahnung, warum dort so laut gerufen wurde, aber der Lärm zog mich an, er schwoll an und ab wie Musik, und ich spürte, dass es für den Rhythmus einen Grund gab, den ich nicht benennen konnte.

Ich schloss die Augen und lauschte wieder auf die aufgeregten Stimmen in der Ferne. Auch als ich die Augen zusammenkniff, konnte ich nichts erkennen. Das Grün der dicht belaubten, kupelförmigen Baumkronen wurde immer satter, als das Licht einen goldenen Ton annahm, sodass ich kaum hindurchsehen konnte. Dann erschien plötzlich ein weißer Ball über den Wipfeln und flog weit in die Luft. Dort schien er zu verharren, einen Augenblick lang drehte er sich, als schwebte er, bevor er wieder hinunterfiel.



Maria Toorpakai

Das verborgene Mädchen

Wie ich mich als Junge ausgab, um der Unterdrückung durch die Taliban zu entgehen

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 432 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-20101-9

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2016

Nur als Junge konnte sie frei sein

Maria wird in einem kleinen Dorf in Pakistan geboren und bemerkt früh, dass ihre Brüder mehr Rechte und Freiheiten haben als sie. Mit vier Jahren verbrennt sie daher all ihre Mädchenkleider und beschließt: Ab heute bin ich ein Junge! Und die Eltern? Unterstützen sie. Von nun an heißt sie Dschingis Khan. Endlich kann sich Maria frei bewegen, zur Schule gehen und Sport machen. Ihre Tarnung ist perfekt. Mit 12 Jahren steigt sie sogar zum pakistanischen Jugendmeister im Gewichtheben auf – bei den Jungen! Doch als sie mit 15 Jahren ihre Liebe zum Squash entdeckt, fliegt ihre Tarnung auf. Todesdrohungen der Taliban sind die Folge. In ständiger Angst, entführt zu werden, hat Maria immer eine Zyankali-Kapsel dabei. Doch sie trägt nicht umsonst den Namen des größten Kriegers aller Zeiten – sie wird nicht aufgeben!



Der Titel im Katalog